

## Kath. Kirche

**Der neue Papst:** Der Erwartete ist nicht der Erwählte – 1. Die Wurzeln der Person des Papstes: die Heimat – Vermählung von Tradition und sozialer Reform – Philipp Neri und Baronius: Seelsorge durch Zellenarbeit – 2. Der Wahlspruch: Gehorsam und Friede – Die letzte Filmansprache in Venedig – 3. Der Patriarch: volksnah, eifrig, klug nach alter Regierungsweisheit – 4. Der Papst: erste Taten und Worte – ökumenische Haltung.

## Ökumene

**Otto Karrer zum siebzigsten Geburtstag** (von Hans Asmussen): Ökumenische Würdigung seiner Art und Bedeutung – Das Einzelne und das Ganze – Katholisches Kirchtum als das Umfassende. – Fragen Asmussens an die Katholischen – Was die Katholischen an Karrer besonders schätzen sollten – Karrer in seiner Ganzheit ein ökumenischer Mensch – Karrers

Übersetzung des NT und das Problem der deutschen Sprache.

## Missionen

**Soziale Verantwortung der Kirche** (wichtige Probleme auf der Internationalen Missionsstudienwoche in Bonn 1958): Ist in den Missionen die einheimische Gemeinschaftsstruktur dem Christentum zuwider? – Gibt es bei den primitiven Völkern nur Kollektive? – Die farbigen Studenten verlieren in Europa den Kontakt mit ihren eigenen Gemeinschaften – Heutige Wendung zur Beibehaltung der nativen Bindungen – Die Eliten in Afrika – Die kommunistische Gefahr in Indien – Ansatzpunkte: überwältigende Armut, Verlust des Glaubens bei den Hindus, mangelnde Wachsamkeit – Kirche in Togo: religiös wie politisch ist das koloniale Zeitalter vorbei – Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit allen Gutgesinnten.

## Kultur

**Die große Debatte im amerikanischen Katholizismus** (um die «geistige Mittelmäßigkeit» der amerikanischen Katholiken): Zeugnisse von dem Paulistenpater John Cavanaugh – dem Jesuiten Gustave Weigel – dem Laien John Cogley – dem Kulturphilosophen Waldemar Gurian – dem Sozialphilosophen John Courtney Murray – dem Bischof John W. Wright – dem Kirchenhistoriker John Tracy Ellis.

## Bücher

**Die älteste Marienlegende:** Zum Fund eines neuen Papyrus mit dem Protevangelium des Jakobus – Der Einfluß dieses Evangeliums auf die Liturgie (Mariä Opferung, Joachim und Anna) – W. Michaelis und Daniel Rops müssen manche Datierung revidieren – Die Bedeutung der Entdeckung – Ein Einblick in die Entwicklungsgesetze der Volksfrömmigkeit.

## Johannes XXIII.

Erstaunlich rasch haben sich die Kardinäle geeinigt in der Wahl des Nachfolgers Pius XII., obwohl kein Kandidat eindeutig im Vordergrund stand. Befragt man die Erwartungen der Katholiken, dann galten wohl dem Armenier Agagianian (zumal in den letzten Tagen) die meisten Sympathien, um sich sodann in drei oder vier Gruppen aufzuteilen, die darin einig schienen, daß sie einen Papst des Übergangs oder eine Kompromißlösung nicht wünschten.

Kein Wunder daher, daß die erste Reaktion auf die Nachricht von der Wahl des venezianischen Patriarchen einer Enttäuschung recht nahe kam. Zwar hatte man dessen Name unter den «papabili» nicht selten genannt, manche stellten ihn sogar an die erste Stelle, aber eben in der Reihe der Kompromißkandidaten und der Übergangslösungen, die man «befürchtete». Es besteht kein Grund, dies nachträglich in Abrede zu stellen ...

Freilich gilt es, nachdem das Befürchtete eingetreten ist, einige zusätzliche Erwägungen anzustellen. Erstens kann ein «Kompromiß»-Papst durchaus in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick der bessere Papst sein, vorausgesetzt, daß das Wort Kompromiß nicht gleichbedeutend mit schwankend, tatenlos, unentschlossen, unbedeutend, kurz mit einem Mann gleichgesetzt wird, «von dem nichts zu erwarten ist». Zweitens hat es schon manchen gegeben, der als Kardinal keiner ausgeprägten Richtung angehörte, als Papst aber seinen Namen mit weitreichenden und umwälzenden Reformen der Kirche verband, die wohl keine der zuvor bestehenden Par-

teierungen durchgeführt hätte, wenn sie zum Zug gekommen wäre. Nicht selten sind Richtungen, die glauben, sich gegenüberzustehen, im Grund schon überholt am äußeren Höhepunkt ihrer Spannung, reif, in einer Synthese überholt zu werden.

\*

Solchen Hoffnungen scheint nun gewiß das hohe Alter des neuen Papstes zu widersprechen. Er ist nahezu 77 Jahre alt. Doch stammt er aus einer zähen Rasse, der Diözese von Bergamo (südlich der Bernina, von Brescia im Osten, Como im Westen und Mailand im Südwesten ziemlich gleich weit – rund 50 km – entfernt). Sein Vater wurde 96, seine Mutter 98 Jahre alt und nach dem Zeugnis seines Heimatpfarrers wie seines Arztes in Venedig besitzt er eine sehr gute Gesundheit. Seine Eltern und Geschwister sind Bauern. Noch gelten in jener Gegend die alten, einfachen Traditionen. Die moderne technische Zeit hat dort kaum Einzug gehalten. Roncalli liebt diese seine Heimat. Er wie seine Geschwister bedauern es, daß er seine Ferien nun nicht mehr im Familienkreis (er umfaßt 36 Neffen und Nichten) zubringen kann. Seinem jüngeren Bruder Giuseppe zitterten die Knie und er mußte sich am Tisch festhalten, als er am Radio vernahm, daß Angelo Papst geworden war.

Pfarrer war Roncalli nie. Gleich nach seiner Priesterweihe wurde er Sekretär des nicht unbedeutenden Bischofs von Bergamo, des Grafen Radini Tedeschi, der Leo XIII. nahestand. Nicht nur durch diesen Bischof nimmt Bergamo in der italienischen sozialen Bewegung eine führende Stellung ein. Von Radini Tedeschi aber heißt es, daß er aufs glücklichste

Tradition und soziale Reform zu vermählen wußte. Es scheint, daß der junge Sekretär durch ihn die eigentliche Formung seines Geistes erhielt. Heute noch soll Roncalli auf seinem Tisch stets ein kleines Buch mit Lebensgrundsätzen von Radini Tedeschi liegen haben. Ihm auch galt das dritte Buch, das Roncalli schrieb; es ist eine Lebensbeschreibung von 485 Seiten (1916).

Die dritte auf ihn einwirkende Formkraft waren seine Studien, die er unentwegt auch nach der Priesterweihe fortsetzte. Daraus erwachsen fünf von ihm verfaßte Werke. Das erste (1908) behandelt den großen Jünger des hl. Philipp Neri, des Begründers der Oratorianer, den «Vater der katholischen moderneren Kirchengeschichte», den Kardinal Baronius. Wenn es hier auch nicht um große Neuforschung geht, sondern um eine zusammenfassende Gedächtnisschrift zur Hundertjahrfeier seines Todes, so hat doch gerade dieses Studium sich in die Seele des 27jährigen eingegraben.

Von Baronius übernahm Roncalli als Patriarch von Venedig den Wahlspruch: «Gehorsam und Friede». Noch vier Tage vor Beginn des Konklaves besuchte der Kardinal die Kirche Santa Maria in Vallicella und bat den Oberen des römischen Oratoriums, ihm das Grab des hl. Philipp Neri zu zeigen. Dort betete er. Dann wünschte er auch das Grab des Baronius zu sehen und erkundigte sich nach neuen Arbeiten über den großen Oratorianer. Das deutet nicht nur auf Roncallis Interesse für Kirchengeschichte, sondern darüber hinaus wohl auch auf die Apostolatsmethode eines Philipp Neri. In kleinen Gruppen sammelte der Heilige Studenten um sich, las mit ihnen die Hl. Schrift, besprach das Gelesene und bildete eine eigene Apostolatsmethode durch Zellenarbeit aus, die damals neu, heute schon weit verbreitet ist über das Wirken der Oratorianer hinaus. Man denke nur an die Familiengruppen in Frankreich und das dortige Wirken der Katholischen Aktion, das der neue Papst bereits eigens gelobt hat ...

Zur Tätigkeit als Nuntius war Roncalli indirekt durch seinen Bischof Radini Tedeschi vorbereitet, der ihn mit vielen kirchlichen und weltlichen Persönlichkeiten bekannt gemacht hatte. Ein weiteres geschah durch Benedikt XV., der die Linie Leo XIII. wieder aufnahm. Er zog Roncalli nach Rom an die «De propaganda Fide». Erst Pius XI. verwandte ihn als Nuntius zuerst in Bulgarien in außerordentlicher Mission, dann in Konstantinopel. In dieser Zeit lernte er wohl das Russische, das er völlig beherrschen soll. Ganz unerwartet versetzte ihn Pius XII. nach Paris am Ende des Krieges. Er traute seinen Augen nicht, als er den chiffrierten Text des päpstlichen Befehles entzifferte. Aber sein Chiffrierexperte bestätigte die Lesart. Noch immer zweifelnd, ob nicht ein Irrtum vorliege, kam Roncalli in Rom an. Mgr. Tardini soll ihm dort gesagt haben: «Mein Lieber, ich versichere Ihnen, daß auch hier niemand an das gedacht hat.»

## Gehorsam und Friede

Trotzdem gehorchte Roncalli ohne Widerrede, getreu seiner Devise: «Gehorsam und Friede». Gehorsam! Nicht sein Wille war es, der ihn, den einstigen Pächtersohn, den Lebensweg führte. Er war nicht einer von denen, die sich ihre Geleise selber legen. Aber man darf nicht vergessen, daß das zweite Wort «Friede» heißt. Bei ihm besagt dies ein zweifaches:

Erstens: durch das jähe Hineingeworfenwerden in fremde Situationen, das ihm beschieden war (Sekretär – Professor – Propaganda – Nuntius im Osten und plötzlich in Frankreich – Patriarch von Venedig), und das einem bodenständigen, bedächtigen Mann wie ihm sicher nicht leicht fiel, ließ er sich trotzdem weder aus der Ruhe bringen\* noch den urwüchsigen

\* Mgr. Heim berichtet im «Rheinischen Merkur», daß er in fünf Jahren, da er Roncallis ständiger Begleiter war, ihn niemals zornig oder ungeduldig gesehen habe!

Humor rauben. Gerade in Paris, wo man für echten Humor einen ausgesprochenen Sinn besitzt, sollte ihm dies sehr zustatten kommen, zumal in jener Zeit, da man am liebsten alle kirchlichen Würdenträger, die mit Pétain zusammengearbeitet hatten, gewechselt hätte.

Zweitens: Friede heißt weiter bei Roncalli das Ausstrahlen dieser eigenen, inneren, ganz natürlichen (wenn auch von der Übernatur veredelten) Ruhe auf andere. Schon vor seiner Wahl zum Papst charakterisiert ihn der Corriere d'informazione (Silvio Negri) als «Optimist» und schließt seine Darstellung mit dem Satz: «Man wird nicht leicht einen Menschen, und schon gar nicht einen Geistlichen, finden können, der so wie er der Überzeugung ist, daß die schönste Zeit, in der man leben kann, ausgerechnet die unsere ist.»

Der Optimismus Roncallis besteht nicht in einem oberflächlichen Preisen von allem Neuen, daran muß ihn schon seine Verbundenheit mit der Scholle hindern; noch weniger in einem überall nur das Gemeinsame sehen (mit Hinwegsehen über das Trennende). Man hat das schon aus manchen seiner Gesten schließen zu können geglaubt. So verkehrte er freundschaftlich mit Herriot und Auriol, begrüßte Nennis Sozialistenkongreß in Venedig, empfing bei der Filmbiennale die russische Delegation. Aber der Schluß war voreilig. Als die Linke der Democrazia Cristiana in Venedig eine apertura a sinistra erstrebte, erließ er einen Hirtenbrief von kristallklarer Schärfe. Man rettet die Freiheit nicht durch Paktieren mit den Feinden der Freiheit. Roncallis Friede ist nicht erkaufte durch spitzfindige Spekulationen, sondern viel eher durch gerade Linien: Wenn er jedermann, auch den Ungläubigen, empfängt, sagt er verblüffend schlicht: «Wie kann ich wissen, ob er nicht bei mir beichten will?»

Noch vor kurzem (am 31. August dieses Jahres) empfing er die Teilnehmer der «XIX. Mostra Internazionale d'Arte Cinematografica» in der Basilica von S. Marco und hielt ihnen eine Predigt, wie sie Filmleute wohl selten zu hören bekommen.

In liebenswürdigster Weise anerkannte er, daß hier eine «geistige Elite» versammelt war, «die berufsmäßig die Erscheinungen und die Stimmen der Zeit einfängt und interpretiert; die es versteht, das Poem der Natur zu lesen und die Hintergründe der Geschichte und Dichtung, der menschlichen Gefühle und Leidenschaften zu deuten». Und schon stellt er die christliche und die das Christentum ablehnende Haltung in dieser Deutung einander gegenüber. Er fordert dazu auf, in der Hl. Schrift, «dem Brief Gottes an die Menschen», zu lesen. Er schlägt die Epistel des Sonntags selber auf und liest des hl. Paulus massiven Sünden katalog vor, der vom Reich Gottes ausschließt. Dann stellt er ihm die Früchte des Geistes entgegen: von der Liebe zum Frieden bis zur Keuschheit. Um zu schließen: «Meine Herren, ich habe dem nichts hinzuzufügen.» Er mildert die Härte dieser Sittenpredigt, indem er auf einige Figuren am Eingang der Basilika hinweist, «die wenig beachtet werden». Aber diese Figuren wiederholen in künstlerischer, dem Filmschaffenden leichter zugänglicher Form die Predigt des hl. Paulus über die Früchte des Fleisches ...

Das ist Roncalli: schlicht und einfach, wirklichkeitsnah, den «Gegebenheiten der Welt vollkommen Rechnung tragend» (wie «Le Monde» sagt), aber nicht in unnahbarer Distanz, sondern in mitfühlender, gütiger Anteilnahme. Eine Atmosphäre der Gelöstheit, der Natürlichkeit und des Vertrauens verbreitet er. Das ist sein Friede.

Frägt man sich, ob bei ihm der Gehorsam die Wurzel des Friedens oder der Friede die Ursache des Gehorsams sei, so fällt die Antwort nicht leicht. Der Friede, der auf seiner Wirklichkeitsnähe und schlichten Gläubigkeit beruht, flößte in seinem Leben nicht nur den Gleichgestellten und Untergebenen Vertrauen ein, sondern ermutigte ohne Zweifel auch seine Vorgesetzten, ihm schwierigste Aufgaben, verfahrenere Situationen, anzuvertrauen, also seinen Gehorsam zu verlangen. Und seine Auffassung vom Gehorsam, als die Folgeleistung gegenüber der Führung Gottes, vollendete den sicheren Frieden in seinem Herzen. Man sage nicht, als Papst habe er nicht mehr zu gehorchen. Oft tröstete er in Venedig Kranke mit den Worten: Gottes Wille ist unser Friede!

Gehorsam und Friede: Das sind zwei komplementäre Kräfte, von denen eine die andere stützt. Sie geben uns zwei Sicherheiten für sein Wirken als Papst: er wird vor keiner, auch der schwierigsten, Situation zurückweichen, trotz seines hohen Alters. Er wird Entscheidungen nicht aufschieben, die von ihm gefordert werden, auch wenn sie unangenehm sein sollten – und er wird keine halben Lösungen bringen. Andererseits wird er keine sogenannten «radikalen» Entscheidungen fällen. Ex-

dernen Apostolates, wie das soziale, kulturelle, die Freizeitbeschäftigung, förderte er eifrig. Er konnte Feste feiern in großem Stil, aber wenn er zu einem Kirchenbesuch oder einem Kranken ausging, zog er meist einfache schwarze Kleidung ohne jedes Kennzeichen seiner Würde vor und in liturgischen Gewändern auf die Straße zu gehen war ihm ausgesprochen peinlich.

Audienzen, die reine Förmlichkeiten darstellten, konnte er



treme Lösungen, die immer etwas Unwirkliches an sich haben, sind von ihm nicht zu erwarten, ebensowenig vor schnelle und künstliche.

#### Der Patriarch

Sehen wir nur auf sein kurzes Wirken als Patriarch von Venedig. Der Vorgänger war ein gestrenger Herr gegen sich wie gegen andere. Er war wohl etwas geneigt, in forciertem Tempo zu reformieren. Roncalli erschien allen als «der Friede nach dem Sturm». Aber dieser Friede war keineswegs Schlendrian.

In fünf Jahren errichtete er in Mestre (dem Vorort Venedigs auf dem Festland) allein 12 neue Pfarreien, in der ganzen Diözese über dreißig! Das lag auf der Linie der oben genannten Zellenbildung; aber zugleich hielt er unentwegt an der Verbindung Mestres mit Venedig fest: «Ich setze mich ein, für alles was eint, und halte fern, alles was trennt.»

Er predigte unentwegt, in San Lorenzo di Mestre sogar bis zehnmal an einem Tag! Andere Bischöfe lud er trotzdem gern ein, bei Festlichkeiten in Venedig zu sprechen und selbst ging er jedes Jahr etwa einmal auch außerhalb seiner Diözese zu einer Predigt.

Reine Demonstrationen liebt er nicht; aber alle Arten mo-

nicht leiden, aber für Bittsteller, die ein Anliegen drückte, hatte er immer viel Zeit und in einem Pfarrhaus unterließ er es nie, in die Küche zu gehen und den dort Beschäftigten eigens zu danken.

Sein Regierungsgrundsatz war: «Alles sehen, vieles übersehen, wenig ändern», denn die alte Maxime schwebte ihm vor: «Bei vielen Gesetzen steht es schlecht um den Staat», und er pflegte zu sagen: «Man soll nur das verlangen, wovon man begründet hoffen kann, daß es auch geschieht.»

Das alles scheint überaus altmodisch und höchst modern zugleich. Eine Enzyklopädie von Lehren ist hier kaum zu erwarten, doch wo er spricht oder eingreift, wird man wissen, daß es nötig war.

#### Der Papst

Beschließen wir diese Umschau mit einigen kleinen Beobachtungen aus den ersten Regierungstagen. Sie zeigen bereits, daß der päpstliche Stuhl den Menschen Roncalli nicht geändert hat.

Er nahm den seit langem (1316) nicht mehr vorkommenden Namen Johannes. Der letzte Papst dieses Namens war jener Gegenpapst, der das Konzil von Konstanz einberief, das ihn,

den einstigen Seeräuber, absetzte. Er nannte sich auch schon Johannes XXIII. Einen Papst mit dem Namen Johannes XX. hat es nie gegeben. Auch Johannes XVI. war ein Gegenpapst. Der einzige Laie, der den päpstlichen Stuhl bestieg, nannte sich Johannes XIX. und gereichte der Kirche nicht zur Ehre. Streng genommen müßte nach dem «Anuario pontificio» – wenn man nur die legitimen Johannes zählt – Roncalli eigentlich Johannes XXI. genannt werden. Aber solche Bedenken schob er souverän beiseite und zur Ehrung des Andenkens seines Vaters, der den Namen Johannes des Täufers trug, wählte er diesen Namen. Eine scheinbar belanglose Sache, die aber trotzdem ein Zeichen von großer innerer Freiheit sein dürfte.

Er segnete wie üblich die auf dem Petersplatz versammelten Massen, er lächelte gütig, als sich eigentlich widerrechtlich einige Personen durch die Sperre der Gardisten zwängten und eine nicht vorgesehene erste Papstaudienz in Szene setzten; aber als die Menge ihn nochmals an das berühmte Fenster nötigen wollte, erschien er nicht. Er ließe bloße Schaustellungen nicht.

Er befahl in den ersten Tagen schon den Direktor des «Osservatore Romano», den Grafen Dalla Torre, zu sich, der über diese seit 14 Jahren ihm nicht mehr gewährte Gunst hocherfreut war. Der Papst ersuchte den greisen Journalisten, die in der Zeitung vor oder nach dem Namen des Papstes üblichen Superlative, wie der «allernädigste», der «erleuchtete», der «inspirierte», künftig wegzulassen. «Schreiben Sie doch einfach: der Papst oder der Hl. Vater hat dies oder das getan.»

Er hat auch sogleich angeordnet, daß die Vatikanischen Gärten nicht für ihn allein reserviert bleiben sollten, und zu ihrem Staunen unterhielt er sich gemächlich mit den Angestellten und Arbeitern des Radio Vaticana.

Er hat, einem alten aber nicht mehr geübten Brauch gemäß, dem Konklavesekretär das Kardinalat zugesichert. Er hat Prälaten befördert, Tardini zum Pro-Staatssekretär erhoben. Er hat angekündigt, daß er die «Tabellen»-Audienzen (den direkten Kontakt mit den Bischöfen) wieder aufnehmen werde. Kurz, er hat durch eine Menge kleiner Zeichen ganz deutlich kundgetan, daß die Kirche wieder einen Souverän besitzt.

Auch eine Radioansprache hat er bereits gehalten, «Urbi et Orbi», die nicht ohne Interesse ist. Eine besondere Ermunterung galt darin wiederholt denen, die bedrückt sind: den

Kardinälen, die keine Freiheit besitzen, den schwer bedrängten, überlasteten Missionären, denen, die Armut zu ertragen haben, den Leidenden, den Verfolgten. Er erflucht den Verfolgern Vergebung.

Und eine Einladung richtet er «an alle, die vom Apostolischen Stuhl getrennt sind, wo Petrus in seinen Nachfolgern bis zur Vollendung der Zeit (Mt 28,20) fortlebt und dem Befehl Jesu Christi, auf Erden zu binden und zu lösen (Mt 16,19) und die ganze Herde des Herrn zu weiden, nachkommt (Joh 21,15–17). Auch sie umfassen Wir liebend und nach ihnen breiten Wir unsere Arme aus. Wir ersehnen ihre Ankunft im Haus des gemeinsamen Vaters und Unser Gebet fassen Wir in die Worte des göttlichen Erlösers: ‚Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien wie wir‘ (Joh 17,11). So wird eine Herde und ein Hirt werden (Joh 10,16). Wir flehen, daß sie alle frei und gerne kommen und daß durch Gottes Gnade angeregt und gefördert dies bald geschehen möge. Nicht ein fremdes, nein, ihr eigenes Haus werden sie finden ...»

Das sind ermutigende Worte – optimistische Worte, wie man sie schon lange von keinem Papst mehr gehört hat.

Fügen wir endlich noch ein Zeugnis aus dem gegnerischen Lager an, das manchem vielleicht verdächtig erscheinen wird, das aber in seiner Schlichtheit uns wie ein Abglanz der Persönlichkeit des Papstes in Fernstehenden erscheint: Der frühere, kommunistische Bürgermeister von Venedig, Giovanni Battista Giaquinto, sagte zur Papstwahl: «Ich habe den neuen Papst gekannt, als ich Bürgermeister von Venedig war und er Patriarch. Ich hatte öfters mit ihm zu tun, und er erschien mir immer als ein kluger und moderner Mensch, der stets über den politischen Streitigkeiten stand, die sich bei der politischen und religiösen Leitung einer großen Stadt nicht vermeiden lassen.»

\*

Es kann hier nicht darum gehen, dem neuen Papst Vorschußlorbeeren zu geben. Die Tatsachen werden noch sprechen. Aber es kann kein Zweifel sein, daß dieser Papst, der ein wirklicher Mann ist, ohne jede Spur von Eitelkeit; und der bereits bewiesen hat, daß er die Kunst des Regierens versteht, ohne Falsch und Arglist; der vor allem aber die Welt kennt und es doch schön findet, in dieser Zeit zu leben, Vertrauen verdient. Einst klagte Walter von der Vogelweide: «O weh! Der Pabest ist ze jung, hilf Herre diner Christenheit». Diesen Klageruf müssen wir heute nicht ausstoßen. Aber auch zum Gegenteil besteht kein Grund, denn es kommt immer darauf an, *wer* jener ist, der zu «jung» oder zu «alt» sein soll ... M.G.

## Otto Karrer zum siebzigsten Geburtstag

Wenn man Otto Karrer sieht, braucht man eigentlich keine weiteren Erklärungen über ihn. Denn Anlage und Lebensgeschichte haben das aus ihm gemacht. Als aber die Schriftleitung mich bat, etwas zu seinem siebzigsten Geburtstag zu schreiben, habe ich verlegen und etwas beschämt antworten müssen: Ich weiß ja eigentlich nichts von ihm. Und das war die Wahrheit. Ich bin mit ihm weit gereist. Er verkehrt in meinem Haus wie ein alter Freund. Aber man kommt gar nicht dazu, zu fragen: Wer bist Du eigentlich? Wenn ich als alter Bauer das schreibe, der durch Jahrzehnte der Kirchenpolitik noch mißtrauischer geworden ist, dann will das etwas sagen. Denn an sich ist es üblich, daß die erste Frage eines Dithmarscher Bauern an den anderen lautet: Wer bist du eigentlich? Ob er diese Frage dann ausspricht, ist freilich eine andere Frage. Wie gesagt: Ich habe diese Frage erst an Karrer gestellt, als ich in diesem Blatte etwas über ihn schreiben sollte. Denn wer er war,

das wußte ich vorher, nur hatte ich es noch nicht aussagen müssen.

Nun also, wer ist Otto Karrer? Er ist einer der katholischsten Menschen, die mir begegnet sind. (Ob es allerdings eine Steigerung von «katholisch» gibt, muß ich hier unerörtert lassen. Es scheint mir aber doch der Fall zu sein.) Das Katholische ist für mich das Umfassende, der stärkste Gegensatz zum Pantheismus oder zum Panentheismus. Die beiden halte ich für die größten Gefahren der Neuzeit, trotz Nazismus und Kommunismus. Man kann aber dem Pantheismus nicht begegnen, wenn man einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit macht und diesen Ausschnitt dann verabsolutiert, um das Eine als All zu behandeln. Man kann dem Pantheismus nur dann wirksam begegnen, wenn man jede Einheit ernst nimmt, aber so, daß am Ende dann doch nicht ein Mosaik herauskommt, sondern eine zusammenhängende Ganzheit. Und nun sehe man sich Karrers Schrifttum an! In der Vertikale der Geschichte und in der Horizontale der Gegenwart hat Karrer das Einzelne wirklich ernst genommen. Gewiß lassen sich aus seinem Schrifttum einzelne Brennpunkte aussondern. Aber es ist durchaus nicht ersichtlich, warum gerade sie zu Brennpunkten wurden. Was

Newman, Augustinus und Ekkehard miteinander zu tun haben, ist wirklich nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Es sind die Einzelheiten der Thematik. Aber niemand wird leugnen, daß unter Karrers Feder zu einer Ganzheit wird, was er sich zum Nachdenken und Darstellen ausgesucht hat. Oder hat er sich das gar nicht ausgesucht? Ist ihm das vielleicht so zugefallen?

Es ist Wenigen gegeben, das Katholische in einer so umfassenden Weise in den Griff zu bekommen. Wie viele gibt es, die beim verabsolutierten Einzelnen hängen bleiben. Man gestatte mir ein sehr prosaisches Beispiel, das mir aber doch etwas klar zu machen scheint: Auf meinem Schreibtisch steht eine Blechschachtel, in der manchmal Kekse, manchmal sogar Schokolade ist. Mein Dackel – Otto Karrer kennt ihn aus unliebsamer Erfahrung – weiß genau, wann etwas drin ist. Dann verlieren alle anderen Werte auf der Erde ihren Wert. Er sitzt dann vor der Blechschachtel und starrt sie an, unverständlich, aber nachhaltig und energisch. Denn wenn die Schachtel sich öffnet, erfüllt sich für ihn des Lebens Sinn – für den Augenblick. Bei allem Respekt vor der geistigen Leistung wage ich doch den Leser zu fragen, ob nicht manche Schriftsteller – auch theologische – von meinem Dackel lernen könnten, wie man es nicht machen darf – und von Karrer, wie man es machen soll? Es gibt nämlich in der Welt des Geistes keine solche «Schachteln», in denen des Lebens Sinn sich erfüllt. Die Verabsolutierung solcher «Schachteln» ist sinnlos und auch meistens witzlos. Man muß schon jeder Einzelheit zu Leibe gehen und nicht nur dieser oder jener. Und dann muß man sich selbst fragen und fragen lassen, was Gott zu dieser Einzelheit sagt. Und gerade das hat Karrer getan. Er hat für mein Verständnis nie eine «Schachtel» angestarrt, als berge sie des Lebens Sinn.

Aber wie ist es mit dem Verhältnis zur katholischen Kirche? Gerade das, so meine ich, sei Karrers Stärke. Wir Evangelischen wissen, wie gefährlich es ist, das Einzelne zu verabsolutieren. Das erzeugt im kirchlichen Raum den Radikalismus und leider oft auch die Borniertheit. Ich habe nicht darüber zu richten, wie weit sich diese Gefahr auch im katholischen Raum geltend macht. Aber es könnte ja sein, daß es so ist. Wenn es aber so sein sollte, dann hat Karrer das katholische Kirchentum für seinen Teil dieser Gefahr entnommen. Andere werden das auch getan haben; aber von denen muß ich heute nicht reden, da sie nicht die Jubilare sind. Heute ist es genug, daß Karrer das katholische Kirchentum in Freiheit als das Umfassende dargestellt hat. Man muß sich einmal vorstellen, was sich darin für eine versöhnende Kraft geltend macht. Karrers Schrifttum zeugt davon, daß der beste Katholizismus weder auf einer Säule sitzend sich der Welt zu entziehen versucht, noch sich, die christliche Aussonderung vergessend, in die Welt stürzt, um sich in ihr zu verlieren. Das macht Karrers Schrifttum und seine Person eindrucksvoll.

Ich soll hier keine Rezension seiner Bücher schreiben. Sie rezensieren sich selbst. Aber ich habe einige Fragen zu stellen, die wir Evangelischen uns stellen und die vielleicht auch für die Katholiken bedeutsam sein mögen. Meine nächste Frage lautet darum, ob man nicht auf diesem Weg mit innerer Notwendigkeit dem Relativismus anheimfällt? Denn wie kann man Gott und die Welt mit einem Mal in den Mund nehmen und bekennen? Nun, immerhin trägt Gott und sein hochgelobter Sohn den Namen «Pantokrator». Wer nur etwas von den ewigen Dingen weiß, der weiß auch, daß diese Selbstbezeichnung nicht einfach besagen will, daß Gott die Welt gemacht habe. Sondern «Pan» und «Kratör» sind in gewissem Sinn Gegensätze. Wie kann es neben dem All noch einen anderen geben? Die Frage stellen, heißt auf den Christus und auf Gottes Weltplan mit ihm hinweisen. Schöpfungsglauben und Christologie bedingen einander. Man hat das eine nur mit dem anderen. Wir Evangelischen haben manchmal den Eindruck, als sei der Anmarsch der katholischen Brüder von der natürlichen Offenbarung zu den Mysterien des Christentums etwas reichlich weit. Das kann nun selbst der radikalste Protestant

von Karrer nicht sagen. Wo er von der Schöpfung redet, spricht er auch von der Erlösung. Das danken wir ihm!

Karrers Stellung innerhalb der katholischen Kirche ist für uns Evangelische ja etwas absonderlich. Gibt es das überhaupt? Einen aktiven Priester und aktiven Theologen, der ein freier Mann ist? Bei uns Evangelischen – natürlich; aber in der katholischen Kirche? Nun, daß es das gibt, das hat Karrer uns vorgelebt; und er ist dabei immerhin 70 Jahre alt geworden. Dieses Phänomen sollten unsere katholischen Brüder hoch werten. Es besagt mehr als viele gewichtige theologische Abhandlungen. Freilich müssen wir Evangelische uns sagen lassen, daß Freiheit immer bezahlt werden muß. Es genügt, wenn wir das ahnen. Es ist aber gut zu sagen, daß es so etwas gibt – wenn man den Mut hat – in großem Frieden. Denn Karrer lebt ja nicht in irgendeinem verborgenen Winkel seiner Kirche. Er lebt vor der ganzen Welt exponiert. Aber er lebt im Frieden mit seiner Kirche. Das ist eine wichtige und beachtliche Lektion für uns Evangelische.

Dabei soll doch nicht verschwiegen werden, daß Karrer vor Jahren aus dem Jesuitenorden austrat. Wenn ich das erwähne, so tue ich das, um evangelische Mythen zu entmythologisieren, nicht aber um alte Wunden aufzureißen. Daß die Trennung beiden Teilen sehr weh tat, wird jeder wissen, auch wenn er von den Einzelheiten nichts weiß und auch nichts wissen muß. Karrer lebt auch mit seinem früheren Orden im Frieden. Es ist sehr schön und ein Zeugnis für den großen Friedensfürsten, daß man das an Karrers Ehrentag erzählen kann.

Die Schriftleitung wollte, daß ich von Karrers ökumenischer Arbeit etwas sagen sollte. Ich finde, das hätte ich getan. Denn Karrers Bemühung um seine getrennten Brüder ist ja nicht ein Anhang an sein Lebenswerk, etwas, was man von dem Gesamten seiner Wirksamkeit trennen könnte. In seiner Ganzheit ist Karrer ein ökumenischer Mann, auf den wir nicht nur hören, wenn er etwa zur Papstfrage Stellung nimmt oder mit mir oder irgendeinem andern öffentlich auftritt. Und weil es so ist, darum sollten wir Evangelische an Karrers Ehrentag ihm danken und uns Mühe geben, daß wir ebenso ökumenisch handeln, reden und sind, wie es ihm gegeben wurde. Wenn ich mit Karrer zusammen aufgetreten bin, dann bewegte mich jedesmal das Ganze seines Auftretens, die einzelnen Argumente sowohl wie auch das Ziel dessen, was er im Auge hatte.

Das Beste, was ich in ökumenischer Beziehung von Karrer sagen kann, ist seine Übersetzung des NT. Diese stelle ich darum ans Ende meines Glückwunsches. Zur Empfehlung dieser Übersetzung muß ich nichts sagen. Ihre Grenze ist, daß sie kein neues Deutsch schafft, dessen wir in ökumenischer Hinsicht so dringend bedürftig sind. Hätten wir ein Deutsch, welches von Katholiken und Evangelischen gemeinsam gesprochen wird, dann wären manche Mißverständnisse aus der Welt geschafft. Dieses Deutsch müßte so sein, daß man es auch in der Liturgie verwenden kann. Darin hat sich Luthers Bibelübersetzung bewährt, wenn man auch zugeben muß, daß ihre Zeit sich dem Ende zuneigt. So ist das Deutsch eine der vornehmsten Aufgaben in der ökumenischen Arbeit. Man stelle sich nur einmal vor, die päpstlichen Enzykliken würden nicht in Zufallsdeutsch – mag es noch so gut sein! – nach Deutschland kommen, sondern in einer anerkannten Sprachwahrung! Welcher Segen würde daraus entspringen!

Nun, so weit sind wir noch nicht. Aber Karrers Testament ist eine Pionierarbeit. Seit Jahren habe ich «sein» Testament, wenn auch nicht zur liturgischen Verlesung am Altar, so doch zur Predigt auf der Kanzel verwendet. Ich kann nur sagen, daß es eine gute Arbeit ist. Auf der Kanzel merkt man das. Ich will ganz schweigen von den Anmerkungen unter dem Text, die ich für so gut halte, daß sie teilweise den Vergleich mit Bengels Gnomon aushalten. Die Sprache selbst ist mir die Hauptsache. Und sie führt vorwärts.

*Hans Asmussen*

# Soziale Verantwortung der Kirche

## Internationale Missionsstudienwoche Bonn 1958

Missionstagungen sind im deutschen Sprachbereich nicht gerade häufig. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß das Institut für Missionswissenschaft an der Universität Münster und das münstersche Internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschungen nach den Anfängen von Münster (1953) und Würzburg (1956) nun alle zwei Jahre eine Missionsstudienwoche auf internationaler Basis abhalten wollen.

Zur letzten dieser Studienwochen waren nicht weniger als 250 Vertreter aus 20 verschiedenen Ländern Ende September nach Bonn gekommen. Was die Bonner Tagung gegenüber den vorausgehenden besonders charakterisierte, war wohl die Aktualität des Themas und der Ernst, mit dem die sich ergebenden wahrhaft brennenden Fragen behandelt wurden. «*Das Sozialgefüge der Völker und die Weltmission – heute*» war das Thema der Bonner Missionsstudienwoche, der auch die Propagandakongregation durch ein ausführliches Schreiben Kardinal Agagianians ihre besondere Aufmerksamkeit zeigte.

«Die Veränderungen im sozialen Gefüge der Völker können und dürfen den Missionaren und den Christen überhaupt nicht gleichgültig sein», stellte Prof. P. Dr. Thomas Ohm OSB, der verdienstvolle Nachfolger Schmidlins, des Vaters der Missionswissenschaft († 1944 im KZ), auf dem Lehrstuhl für Missionswissenschaft an der Universität Münster in seinem Eröffnungsvortrag fest. Daß diese «Veränderungen im sozialen Gefüge der Völker» von den Missionaren und Christen tatsächlich studiert und als Aufgaben ersten Ranges gesehen werden, wurde immer wieder in den folgenden Tagen deutlich.

### Familie, Sippe und Mission

Über «Familie, Sippe und Mission» sprach am Eröffnungabend der holländische Missionswissenschaftler und Völkerkundler P. Gregorius von Breda OFM Cap. Er wandte sich dem Sozialgefüge der nichteuropäischen Völker zu und behandelte hier vor allem die Kernfamilie und die Sippe. Bei der Sippe unterschied P. Dr. Gregorius einen konjugalen und einen konsanguinischen Typus.

Während beim konjugalen Typus sich der Mann eine Frau und umgekehrt die Frau einen Mann als Ehepartner auf Grund sexueller Zuneigung wählt (beim westlichen Menschen vorherrschend), ist beim konsanguinischen Typus der genealogische Verband (entweder nach der väterlichen oder nach der mütterlichen Linie) primär. Beim konjugalen Typus steht der persönliche Belang im Vordergrund, dabei sind die Interessen der Familie nebensächlich. Außer der sexuellen Zuneigung können auch andere Motive für die gegenseitige Wahl der Gatten da sein, sie sind aber sekundär. Beim konsanguinischen Typus ist es wegen der Exogamie – wenigstens nach einheimischen Begriffen – ausgeschlossen, daß die Verwandtengruppe des Mannes und diejenige der Frau untereinander blutsverwandt wären. Bei einer Eheschließung treten nun beide Familiengruppen zueinander in Beziehung (conubium), wobei die Ehepartner selbst eine intermediäre (vermittelnde) Rolle spielen. Steht dieser letzte Typ aber mit dem Naturrecht und dem christlichen Sittengesetz in Einklang, oder widerspricht er dem christlichen Charakter der Ehe?

An dieser Frage entzündete sich eine scharfe Diskussion, deren Fragestellung P. Gregorius in seinem Referat schon andeutete, als er sagte, die Stellungnahme missionarischer Instanzen sei in dieser wichtigen Frage nicht eindeutig. «Manche Missionare betrachten die einheimische Gemeinschaftsstruktur ohne weiteres als unchristlich», stellte er fest; «es gibt zwar

auch Aussagen, die von einer besseren Einsicht Zeugnis geben.» In den Schlußfolgerungen des Referates heißt es zu dieser Frage: «Der Widerspruch des konsanguinischen Typus gegen das Naturrecht ist nicht erwiesen.»

### Individuum und Mission

Das Referat des Jesuitenpaters Prof. van Bulck (Rom-Löwen) über «Individuum und Mission» wurde wegen einer Erkrankung des Referenten verlesen. Eingehend untersuchte der Gelehrte die drei falschen Haltungen, die man in der Mission dem Problem «Individuum und Mission» gegenüber einnehmen kann. In einem vierten Teil versuchte er dann aufzuzeigen, welche echten Probleme unter ähnlichen Verhältnissen zu lösen bleiben.

Während die erste Haltung glaubt, bei den primitiven Völkern gebe es keine Individuen, keine Persönlichkeiten, nur Kollektive, ist doch festzustellen, daß es keine Familie ohne paterfamilias, keine soziale Gemeinschaftsstruktur ohne das Vorhandensein einer persönlichen Autorität gibt.

Seit dem Ersten Weltkrieg hat sich durch die wachsende Zahl der farbigen Studenten in Europa das Urteil über die Missionsvölker verändert. Die Studenten kehrten in ihre Heimat zurück und wollten vorhandene Strukturen von Grund auf ändern. «Aber was ich feststellen muß», erklärte Prof. van Bulck, «ist, daß es ihnen oft an der ursprünglichen Sorge fehlt, diese Dinge den konkreten geschichtlichen, örtlichen und nationalen Gegebenheiten ihres eigenen Volkes anzupassen. Im Laufe ihrer Studienjahre in Europa und Amerika haben sie es nicht verstanden, Verbindung mit ihren eigenen Gemeinschaften aufrechtzuerhalten.» Sie haben sich Schritt für Schritt von ihrer eigenen Gemeinschaft entfernt mit dem Erfolg, daß sie sich nach ihrer Rückkehr nicht mehr zuhause fühlen. «Es handelt sich um Individualisten, die ihr Volk vergessen, um nicht selbstlos helfen zu müssen.»

Der dritten Haltung, so sagte der Referent, fehle nicht der Mut, den Kampf fortzusetzen, was ihr aber fehle, sei die christliche Sozialliebe. Menschen dieser Haltung seien entschlossen, ihre Kräfte zu verdoppeln, aber – nur im Interesse eines recht kleinen Kreises: sie denken nicht an ihr Volk, an ihren Stamm, sondern allein an ihre Familie. Haben sie einmal für den Preis ungeheurer Opfer eine außerordentliche Stellung erworben, die wirklich einträglich ist, dann ziehen sie sich auf einen kleintlichen, asozialen Egoismus zurück. Mit einem Wort: diese Leute haben jede Verbindung mit ihrem Volk verloren.

Bei einer echten Lösung des Problems aber wird der Aufstieg der Erstprivilegierten auch der Aufstieg der Massen sein. «Für diese Elite bedeutet die Begegnung mit Europa und Amerika eine neue Gelegenheit, um den Aufstieg der Massen, die ihr folgen, vorwärtszutreiben. Nachdem es ihnen selbst gelungen ist, Elite zu werden, haben diese Priester keinen anderen Traum als den, jetzt ihrerseits der Masse aufsteigen zu helfen. Deshalb sind sie bereit, zur Masse herabzusteigen und ihr die Hand zu reichen. Diese letzte Klasse von afrikanischen, asiatischen, amerikanischen Intellektuellen erweisen sich als wahre Persönlichkeiten.» Wir können heute noch nicht sagen, wie diese Eliten ihre Völker formen werden. Aber einiges scheint sich schon heute abzuzeichnen: sie sind entschlossen, einen positiven, lokal bestimmten Beitrag beizusteuern. Ihre Haltung ist nicht mehr negativ, kritisch. Der blinden Bewunderung für alles, was aus dem Ausland kommt, setzen sie eine gerechte und objektive Kritik entgegen, die das Für und Wider abwägt, aber offen bleibt für alles positiv Wertvolle in anderen Kulturen. Bei all dem ist es wichtig für den ausländischen Missionar, daß er rechtzeitig zurücktritt und denjenigen seine Rolle überläßt, die inzwischen aus dem einheimischen Volk mündig und reif geworden sind, ihre Geschicke und die der Kirche in eigene Hände zu nehmen.

## Die Eliten in Afrika

Mit besonderer Spannung wurden die Vorträge der beiden einheimischen Referenten aus Ghana und Indien erwartet. *Thomas Tuburu*, augenblicklich Medizinstudent in Münster, sprach über die Eliten Afrikas, speziell in seiner westafrikanischen Heimat. In manchen Teilen Afrikas gebe es heute wirklich tatkräftige afrikanische Eliten; es gebe afrikanische Ärzte, Techniker und Künstler, einheimische Bischöfe und Priester. Notwendig aber seien Katholiken mit höherer Schulbildung, um dem Bedarf an verantwortlichen Beamten, Technikern und kompetenten Akademikern nachzukommen. Gerade in Afrika, wo die Verantwortung bei einer dünnen Schicht einer intellektuellen Elite liege, haben fähige katholische Führer eine unerhörte Gelegenheit und Verantwortung, Christus und der Kirche zum Ansehen und zur Blüte zu verhelfen. «Wir dursten nach Wissen», erklärte Herr Tuburu weiter, «und so wandern wir nach jedem Ort, der uns Wissen verspricht. Auf unserer Suche treffen wir auf der ganzen Welt neue Ideologien, neue Religionen, neue Doktrinen, andere Völker und andere Lebensart. Von all diesem nehmen wir soviel wir können. Was ist das Resultat? Manche dieser neuen Ideologien und Doktrinen widersprechen dem, was wir bereits gewußt und gesehen haben. Ein großer Teil der afrikanischen Elite zeigt daher ein gewisses Zögern, das Christentum anzunehmen oder zu praktizieren. Es herrscht ein Zwiespalt zwischen den verschiedenen religiösen Überzeugungen und dem praktischen Leben einer großen Zahl afrikanischer Christen. Der Grund für diese Haltung liegt in der ungenügend angenommenen christlichen Verkündigung, in der dauernden Vermischung von Christentum und Kolonialismus und in der Aktivität mancher Ideologien und Ideen, die dem Afrikaner Glück versprechen.»

Zum Schutz gegen solche Gefahren verlangte der Referent von der Kirche, die schon viel für Afrika getan habe:

1. Noch mehr Sorge und Interesse für die Studenten des schwarzen Erdteils.

2. Noch mehr Hilfe, den Glauben bei den in Europa studierenden katholischen Afrikanern wachzuhalten (etwa durch Seminare, Zusammenkünfte, Ferienaufenthalt in katholischen Familien usw.).

3. Wäre es gut, den Laien und auch dem einheimischen Klerus eine noch offenere und abgerundete Ausbildung zu geben und mitzuhelfen, dem Christentum in Afrika einen afrikanischen Charakter zu schenken. «Es ist das heiße Gebet der afrikanischen Eliten», so schloß der Referent seine Ausführungen, «daß menschliche Wesen als Personen gesehen werden und nicht als Gruppen, daß die persönliche Würde und grundsätzliche Gleichheit der Menschen als von Gott erschaffen und erlöst anerkannt wird, daß der Einzelne nach seinem Wert behandelt wird und nicht, weil er einer besonderen Rasse angehört, und schließlich, daß alle Völker lernen mögen, in Liebe und Gerechtigkeit zusammenzuwohnen.»

## Kommunismus in Indien

Über den Kommunismus in seiner indischen Heimat sprach der ebenfalls in Deutschland Medizin studierende *Georg Leo*. Er erwähnte das Wort Lenins, die Straße von Moskau nach London und Paris führe über Peking, Shanghai und Kalkutta. Zwei Tatsachen würden die heutige Situation Indiens und seine Probleme kennzeichnen:

1. Indien sei ein wirtschaftlich reiches Land mit den Möglichkeiten eines starken Bevölkerungswachstums. Dieser Reichtum sei aber bisher kaum genutzt.

2. Die meisten Inder aber lebten – geschichtlich (Kolonialismus) und religiös (Kastenwesen) bedingt – in überwältigender Armut, die sich keiner, der abendländische Verhältnisse gewohnt sei, vorstellen könne.

Diese beiden Tatsachen aber werden von den Kommunisten

klar erkannt und als Ansatzpunkt für ihre Arbeit gebraucht.

Eine weitere Ursache für das Emporkommen des Kommunismus sei der Verlust des Glaubens bei den Hindus. «Die jüngere Generation der Hindus, die etwa 70% der Gesamtbevölkerung ausmachen, verliert ihren Glauben an Gott. Sie ist in Verwirrung und Zweifel. Die Leere, die dadurch entsteht, scheint der Kommunismus auszufüllen.» Wie überall in der Welt, so bieten sich auch in Indien die Kommunisten als jene an, die allein allen Übeln abhelfen und das Paradies bringen können. Sie arbeiten auf allen nur möglichen Gebieten und fößen ihren Mitgliedern bei strenger Disziplin jenen Eifer und jene Begeisterung ein, die so sehr bei anderen indischen Parteien und auch «in den Religionen, wie Hinduismus und Christentum, fehlen. So ist ihre Partei wirklich zu einem Anziehungspunkt für die Armen geworden. Trotzdem konnten die indischen Kommunisten nicht mehr als 35 von 363 Sitzen im Nationalparlament bei den letzten Parlamentswahlen 1957 gewinnen. Immerhin bilden sie als zweitstärkste Partei eine aktive Opposition. Diese Stellung nützen sie voll aus, um dem Land zu zeigen, daß sie allein für das wahre Wohl Indiens arbeiten. Sie fahren fort, jedes Beispiel von Korruption, Leistungsunfähigkeit und schlechter Verwaltung der Kongreßpartei dem Volk vor Augen zu führen. Die sowjetische Propaganda ist sehr stark und erfolgreich. Billige kommunistische Literatur ist überall reichlich vorhanden und wird verkauft und immer wieder gelesen.»

Religion und Privateigentum greifen die Kommunisten augenblicklich in Indien noch nicht an, erklären aber unumwunden, daß sie beabsichtigen, die Arbeiterklasse zu heben. Mit einem Blick auf die große Abneigung der Hindus gegen das Christentum und den Kampf der Hindus gegen die Moslems (vgl. Gründung Pakistans!) stellen sie fest: Religion ist in Indien grundsätzlich ein Hindernis für den Fortschritt. Ausführlich setzte sich der Referent mit den bisherigen Erfolgen der Kommunisten in der Politik und auf sozialem Gebiet auseinander, die wieder geschickt für die kommunistische Propaganda ausgenutzt werden. Die meisten Inder kommen aus rein materiellen Gründen zum Kommunismus, und hier versucht Pandit Nehru durch die wirtschaftlichen Maßnahmen seiner Fünfjahrespläne die Stellung der kommunistischen Opposition entscheidend zu schwächen.

Auf die Lage der Kirche in seiner Heimat *Kerala*, das bekanntlich seit den letzten Wahlen eine kommunistische Regierung hat, eingehend, erklärte Herr Leo, durch diesen Erfolg der kommunistischen Partei seien den Indern zu spät die Augen geöffnet worden. Jetzt sähen sie die drohende Gefahr des Kommunismus und das Volk, das sich bisher von der Verfassung geschützt fühlte, sei verwirrt. Die Kirche in Kerala sei bisher weithin dem Kommunismus gegenüber gleichgültig geblieben. Der Klerus scheine nicht genügend Kontakt mit den leidenden Massen zu haben. «Nun muß die Kirche aufhören, große Kirchen zu bauen, und die Reichen müssen aufhören, ihre Häuser weiter aufzustocken. Und sie müssen erkennen, daß auch die Armen ihre Brüder sind. Sie müssen bei einer sozialen Reform mitarbeiten, indem die Lebensbedingungen der Armen verbessert werden. Die Kirche muß mit den Hindus eine gemeinsame Front gegen den Kommunismus schaffen, nicht indem sie sie zu bekehren versucht, sondern indem sie ihnen hilft. Wenn der Kommunismus so weiterwächst, besteht die Gefahr, daß die katholische Kirche, die nur ein Sechstel der indischen Bevölkerung ausmacht, obwohl sie schon 2000 Jahre alt ist, in Indien ausgelöscht wird. Nun ist es die Mission der Kirche, mit neuen Motiven mit ihren nichtchristlichen Brüdern gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen.»

Die selbständigen Staaten Asiens und Afrikas.

Eine Abwechslung in das anstrengende Programm der Studienwoche brachte eine Fahrt der Teilnehmer in das nahe bei

Bonn gelegene Missionspriesterseminar *St. Augustin*, in dem sich das Brüder- und Klerikernoviziat und eine philosophisch-theologische Hochschule der Steyler Missionare befinden. Nach einem Kaffee und der Besichtigung des Hauses sprach der Missionswissenschaftler des Seminars, P. Dr. *Karl Müller*, der rechtzeitig zur Bonner Studienwoche seine umfassende «Geschichte der katholischen Kirche in Togo» (Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Bd. 4, Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen) veröffentlichten konnte, in einem sehr informativen Vortrag über «Die selbständigen Staaten Asiens und Afrikas und die Weltmission». «Das koloniale Zeitalter ist endgültig vorbei», stellte Dr. Müller fest, «politisch und religiös».

Politisch: In Asien gibt es praktisch keine Kolonien mehr, in Afrika drängen die noch nicht selbständigen Staaten zur Selbständigkeit und es ist eine Frage von Jahren, höchstens Jahrzehnten, bis auch das letzte afrikanische Land die europäischen Kolonialherren abschütteln wird.

Religiös: Die Kirche bemüht sich seit langem um eine einheimische Führungsschicht. Die Missionare erfassen immer mehr, daß sie nur um zu dienen an der Missionsfront stehen. Jedes Volk verfügt über Begabungen und Veranlagungen genug, die es befähigen, politisch wie auch religiös sich selber zu führen.» Nicht weniger als 33 verschiedene Staaten Asiens und Afrikas führte der Referent als bereits selbständige Staaten auf. Eingehend untersuchte er deren Verfassungen in ihrer Stellung zur Religion.

Welchen Platz nimmt nun die Mission in diesen Staaten ein? Auf diese Frage antwortete P. Dr. Müller mit einigen für die augenblickliche Lage charakteristischen Hinweisen. Bei den sogenannten arabischen Ländern gehe es heute zunächst um die Gleichberechtigung und die Erhaltung des Christentums, das nur etwa 9% der Gesamtbevölkerung ausmache. Eine fortschreitende Liberalisierung und Laisierung dieser Staaten aber dürfe dem Christentum die Zukunft leichter machen, wenn nicht vorher schon der Kommunismus sich dieser Länder bemächtige.

Als besonders erfreuliches Beispiel eines guten Klimas für die Kirche in einheimischen Staaten bezeichnete der Referent *Ghana* und *Togo*. Von den 46 Abgeordneten des Parlamentes in Togo sind 37 katholisch, 4 protestantisch und nur 5 Mohammedaner. *Kwame Nkrumah*, der Ministerpräsident des westafrikanischen neuen Negerstaates Ghana, habe den Vorsitzenden des allafrikanischen Seminars 1957, der ihn als den Erwecker Afrikas bezeichnet hatte; dahin korrigiert, daß die Missionare die eigentlichen Erwecker Afrikas seien. «Was andere auch sagen mögen», habe er erklärt, «dieses Land muß sich als christliches entwickeln ... Wir haben unsere Schwierigkeiten, unsere Befürchtungen und Hoffnungen. Helfen Sie uns, diese Schwierigkeiten und Hoffnungen in der richtigen christlichen Perspektive zu sehen, so daß wir alles zum Fortschritt der christlichen Welt beitragen können.»

Die Lage in *Indonesien* ist unklar. Doch – so stellte der Redner fest – die Gefahr für die Missionen in Indonesien dürfe heute nicht mehr der Mohammedanismus oder der Nationalismus, sondern der Kommunismus sein. – Der Kommunismus war es auch, der das «Experiment Kerala» vorexerzierte, wo ein abgefallener Katholik als Erziehungsminister der kommunistischen Regierung ein Gesetz gegen die Privatschulen – und damit gegen die katholische Mission – durchbrachte, das aber inzwischen von dem Obersten indischen Gerichtshof als verfassungswidrig zurückgewiesen wurde.

«Ein Blick in die Verfassungen der selbständigen Staaten Asiens und Afrikas», so schloß P. Dr. Müller seine Ausführungen, «und die Berücksichtigung des tatsächlichen Verhaltens der einheimischen Regierungen dürften die Berechtigung zu wirklichem Optimismus geben. Die Verfassungen – selbst der mohammedanischen Staaten – sind toleranter geworden ... Wenn Europa und Amerika den asiatischen und afrikanischen

Völkern wirklich etwas Gutes tun wollen, dann ist es dieses: daß sie nach Kräften mithelfen, die soziale Not in den Ländern zu mildern oder gar einen positiven Beitrag zur Abhilfe dieser Not zu leisten ... Das alles ist wirkliche Sicherung gegen den Kommunismus und gleichzeitig die beste Garantie für einen ungehinderten, gedeihlichen Fortgang des Missionswerkes.»

## Kirche, Volk Gottes, Reich Gottes und Weltmission

Über «Kirche, Volk Gottes, Reich Gottes und Weltmission» sprach am letzten Tag der Missionsstudienwoche der bekannte Münchner Dogmatiker Prof. Dr. *Michael Schmaus*. Er behandelte sein Thema vor allem in drei Thesen:

1. Die Kirche habe den Auftrag für alle Menschen. Das folge aus dem Wesen der Kirche selbst, weil sie Kirche Christi, weil sie katholisch sei. «Die Katholizität ist eine Wesenseigenschaft der Kirche.»

2. Der Sinn dieser von Christus gestifteten universellen Gemeinschaft ist es, die Herrschaft Gottes in der Welt durchzusetzen und zwar in der Verkündigung des Wortes und im Sakrament.

3. Wenn die Kirche auch eine Stiftung von oben ist, dann hebt sie doch die natürlichen Gegebenheiten nicht auf. Die Gnade zerstört die Natur nicht, sondern setzt sie voraus und baut auf ihr auf. Die Kirche ist das «Jenseits im Diesseits». Das Diesseits soll nach dem Jenseits, die Welt nach Gott verwandelt werden. Wenn jemand in die Kirche eintrete, so betonte Prof. Schmaus, brauche er seine Stammeszugehörigkeit nicht preiszugeben. Gerade indem sich der Mensch unter Gottes Liebesgemeinschaft stelle, werde er vollkommen. Die Kirche aber gebe die Kräfte zu dieser Selbstverwirklichung.

## Gewerkschaften und Weltmission

Mit einem öffentlichen Vortrag des Generalsekretärs des Internationalen Bundes christlicher Gewerkschaften, *August Vanistendael*, über «Gewerkschaften und Weltmission» schloß die Bonner Missionsstudienwoche. Wie bereits in der Diskussion, so betonte Generalsekretär Vanistendael auch in seinem Referat, daß es in Asien und Afrika, wo die Christen eine kleine Minderheit darstellten, unmöglich sei, eigene christliche Gewerkschaften zu gründen. Vielmehr müsse man mit den vorhandenen gutgesinnten Kräften zusammenarbeiten, wie es etwa in Vietnam eine Gewerkschaftsbewegung mit neutralem Namen, auf christlicher Grundlage und unter buddhistischer Führung gebe. «Ich glaube», so sagte der Generalsekretär, «daß dies die einzige konkrete Möglichkeit ist, in diesen Ländern, wo wir nur 1,2 bis 10% der Bevölkerung ausmachen – wo wir die einzigen sind, die eine der Seele des Volkes entsprechende Soziallehre bringen können –, daß es die einzige Form ist, wo wir als Christen unsere Verantwortung aufnehmen und vielleicht eine Neuwertung des Christentums herbeiführen können.» So dürften wir unsere internationale Verantwortung nicht außer acht lassen und sollten die Unterstützung der internationalen Solidarität nicht vernachlässigen. Wenn wir zum Beispiel zur Zeit, als sich die europäischen Institutionen konstituierten, die alte Tradition der christlichen Gewerkschaften in Italien und Deutschland gehabt hätten, wären wir heute in den Vertretungsgremien des gemeinsamen Marktes die Mehrheit der organisierten Arbeiter. «Hätten wir diese Mehrheit, würden wir in ganz anderen Gesprächstermen sein mit den Partnern Asiens und Afrikas und auch Nordamerikas ... Vor sechs Jahren waren wir mit unseren christlichen Gewerkschaften in acht Ländern und Gebieten. Jetzt sind wir in 47 Ländern, haben unsere Mitgliederzahl in den letzten Jahren in der ganzen Welt verdoppelt. Also, die Möglichkeit ist konkret gegeben. Man darf sich dieser Verantwortung aus Opportunität, aus Vernachlässigung oder einfacher christlicher Faulheit nicht entziehen ...» «Wir sollen nicht

Christentum mit abendländischer Kultur oder abendländischer Staats- und Sozialauffassung verbinden. Christentum ist universell. Universell nach der einen Seite (Osten) und nach der anderen Seite (Westen), und nach beiden Seiten müssen wir präsent sein.»

### Behandlung von Papers

Neu an der diesjährigen Missionsstudienwoche war die Behandlung von sogenannten «Papers», das sind kurze Abhandlungen, die von Missionswissenschaftlern, Missionaren oder sonstigen Missionsinteressenten eingereicht und den Teilnehmern bereits vor der Verhandlung schriftlich vorgelegt werden. Nicht weniger als 13 solcher Papers wurden für die Woche eingesandt, darunter hochbedeutsame Abhandlungen, wie etwa ein Paper des auch bei der Tagung anwesenden Abt-bischofs *Joachim Ammann* OSB über «Brennende soziale Probleme der afrikanischen Missionen»; oder eines von dem ebenfalls anwesenden ersten Rektor der Steyler Nanzan-Universität in Nagoya, P. Dr. *A. Paché*, über «Die katholische Kirche Japans und ihre sozialen Aufgaben»; ferner Papers von P. *Thomas Stransky* CSP, Washington, über «Die moderne Großstadt und die Weltmission»; von P. *Carl Laufer* MSC (Frau, Südsee), «Mission und Absinken der Moral» und ein Entwurf über «Personale Mission» von Dr. *H. R. Schlette* (München). So gaben diese Papers eine wertvolle Ergänzung und Abrundung zu den Referaten.

Eine ganze Reihe schwerwiegender Fragen wurde in der Diskussion von Referaten und Papers angeschnitten. Es kann aber nicht der Sinn einer kurzen Studienwoche sein, so schwierige Probleme, wie etwa das der Landverteilung in Afrika, die Über-

bevölkerung Japans, die Stellung der Moral zur Frage des konjugalen oder konsanguinischen Typus der Sippe oder die Frage der Mission in priesterlosen oder priesterarmen Gebieten, in wenigen Tagen zu lösen. Eine Studienwoche hat bereits dann ihren Sinn gut erfüllt, wenn sie auf Schwierigkeiten aufmerksam macht, Fragen stellt und zu deren Lösung vielleicht Hinweise und Anregungen gibt. Daß die Bonner Woche in diesem Sinn besonders fruchtbar war, wird niemand bestreiten. Mehr denn je aber ist es heute notwendig – und das war vielleicht eines der wichtigsten Erkenntnisse der diesjährigen Missionsstudienwoche –, daß Missionswissenschaftler und Missionäre eng mit den Fachgelehrten der anderen theologischen Disziplinen, ferner mit Ethnologen und Soziologen aller Länder zusammenarbeiten müssen, um zu einer guten und für die Kirche und die Völker befriedigenden Lösung der anstehenden schweren Fragen zu kommen.

Vielleicht kennzeichnet den Geist der Bonner Missionstagung das Bekenntnis des dort anwesenden chinesischen Bischofs Mgr. *Vitus Chang* SVD, der unter Tränen vor der Versammlung bekannte, er habe nicht erwartet, noch Menschen mit einer solchen Liebe zur Mission zu finden.\*

*F. J. Eilers SVD*

\* Besonders dankbar waren die Teilnehmer auch für eine mit viel Fleiß zusammengetragene Ausstellung von in den letzten Jahren erschienenen Missionsbüchern. Als besonderes Ereignis dieser Ausstellung galt der soeben erschienene, von der Propaganda herausgebrachte, von P. Emmerich SVD bearbeitete und in Österreich gedruckte «Atlas Missionum a sacra congregatione de propaganda fide dependentium» mit 44 großen Kartenseiten und einem Ortsregister. Ein ausführliches Statistikheft soll noch folgen.

## Die große Debatte im amerikanischen Katholizismus

Mitte Dezember 1957 hielt der Paulistenpater *John Cavanaugh*, ehemaliger Präsident der Notre Dame-Universität im Staate Indiana, vor einer Gesellschaft katholischer Erzieher in Washington einen Vortrag, der Skandal machte. Sein Echo in der katholischen und mehr noch in der nichtkatholischen Presse der Vereinigten Staaten war außerordentlich. Die breite Öffentlichkeit hatte Stichwort und Stoff für eine Diskussion erhalten, die – das wollen wir sogleich anmerken – die geistige Elite des amerikanischen Katholizismus bereits seit Jahren beschäftigt. Was hatte Cavanaugh gesagt?

Er sprach von der «geistigen Mittelmäßigkeit» der amerikanischen Katholiken und stellte fest, daß ihr «intellektuelles Ansehen niedriger sei als das der Katholiken in irgendeinem andern Land des Westens».

Und er belegte seine Kritik mit einigen aufschlußreichen Tatsachen und Ziffern:

- ▷ Danach fand er in dem berühmten Handbuch «Who is Who in America» im Jahre 1947 unter den angeführten Namen so wenig Katholiken, daß der Verhältnissatz für je 100000 Gläubige sogar bei den Juden zwanzig bedeutende Persönlichkeiten, bei den Adventisten elf, bei den Katholiken aber nur ganze sieben ergab.
- ▷ Unter 303 hervorragenden Naturwissenschaftlern figurierten nur drei Katholiken.
- ▷ Im Jahre 1952 ermittelte eine Untersuchung die fünfzig angesehensten amerikanischen Bildungsstätten für wissenschaftliche Berufe; darunter befand sich nur ein einziges katholisches Institut.
- ▷ Kürzlich veröffentlichte das amerikanische Magazin «Forbes» eine Liste der fünfzig wichtigsten Wirtschaftler der USA; darunter waren nur zwei Katholiken erwähnt, und von ihnen ist einer, nämlich Henry Ford II., Konvertit.

Cavanaugh schloß seine Bilanz mit der seither viel zitierten Frage: «Wo sind die Salk, die Oppenheimer, die Einstein bei den Katholiken?»

Andere, zum Teil frühere Untersuchungen waren zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Immerhin ließe sich gegen sie einwenden, daß der Bereich der experimentellen und Naturwissenschaften möglicherweise gerade ein schlechtes und keineswegs typisches Beispiel für die geistig-wissenschaftlichen Leistungen – oder besser Fehlleistungen – der Katholiken darstellt. Aber leider ist das Bild auf den Kulturgebieten, die den Katholiken traditionell näher liegen, den humanistischen, sozialen und Geisteswissenschaften im strengen Sinn, der Kunst und der Literatur nicht wesentlich ermutigender. Der Jesuiten-Theologe *Gustave Weigel* erklärte im April 1957:

«In den Vereinigten Staaten machen die Katholiken zwischen 20 und 30 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, aber auf keinem Gebiet des wissenschaftlichen Lebens der Nation liegt der Anteil der Katholiken in der Nähe dieser Gesamtziffer. Die katholische ‚Kommission für intellektuelle und kulturelle Angelegenheiten‘ zum Beispiel zählt weniger als dreihundert Mitglieder. Die Kommission ist wohlgerne eifrig darauf bedacht, alle bemerkenswerten katholischen Wissenschaftler und Gelehrten zu Mitgliedern zu machen. Zweifellos gibt es in Amerika hervorragende katholische Intellektuelle, die dieser Organisation nicht angehören; aber selbst wenn sie ihr beiträten, würde ihre Mitgliederzahl nicht ungewöhnlich anschwellen ... Ich hatte im Laufe der letzten Jahre viele der großen Universitäten des Landes zu besuchen. Jede von ihnen zählt Tausende von Studenten und Hunderte von Professoren. Nach meiner Schätzung beträgt in einer durchschnittlichen Universität des Ostens der Anteil der Katholiken an der Studentenschaft rund ein Fünftel, an der Professorenschaft hingegen nur knapp ein Zwanzigstel. Natürlich ist die Situation an unseren katholischen Hochschulen anders, wo über 90 Prozent der Professoren und Studenten Katholiken sind. Aber mehr als 50, vielleicht sogar 75 Prozent aller katholischen College- und Universitätsstudenten besuchen nicht diese katholischen Institutionen, sondern studieren an Hochschulen, wo der katholische Professor zahlenmäßig überhaupt nicht ins Gewicht fällt.»

Die mangelnde geistige Ausstrahlung des amerikanischen Katholizismus aber muß begreiflicherweise am schmerzlichsten da empfunden werden, wo seine eigentliche Kompetenz liegt und wo man am meisten von ihm erwartet: auf geistlich-theologischem Gebiet. Es war ein Laie, der es sich angelegen sein ließ, auch in dieser Hinsicht sozusagen die letzten Illusionen zu zerstören. Anfangs Februar dieses Jahres schrieb *John Cogley*, ein brillanter, oft unbequemer, aber stets beachteter Publizist, in der angesehenen und besonders von Intellektuellen geschätzten katholischen Wochenzeitschrift *«Commonweal»* unter dem Titel *«Hört jemand zu?»* einen provozierenden Artikel über die Sterilität des theologischen Denkens in den Vereinigten Staaten. Lesen wir:

«Unsere theologischen Zeitschriften sind klerikale Hausblättchen, entweder so spezialisiert wie eine philosophische Doktorarbeit oder so konfessionell orientiert, daß ihnen geradezu der klinische Geruch eines medizinischen Handbuchs anhaftet ...

Ich möchte gern eine theologische Zeitschrift sehen, deren Artikel so direkt und genau auf die realen moralischen und spirituellen Anliegen der Menschen von heute eingingen, daß unser Außenminister sie genau so wenig entbehren könnte wie die *„New York Times“* ...

Gibt es irgendwo einen Theologen, der einige Gedanken hat, die er gern John Foster Dulles über die Natur des Menschen und den Sinn der Geschichte mitteilen würde? Wenn es ihn gibt, würden manche von uns gern von ihm hören. Ich denke, ganz Amerika würde gern von ihm hören ...

Wo sind die katholischen Theologen, die für den Katholizismus dasselbe leisten und bedeuten wie Paul Tillich und Reinhold Niebuhr für den Protestantismus?»

So schließt sich der Kreis. Der Ordenspriester fragt: Wo sind die katholischen Physiker vom Format Einsteins und Oppenheimers, und der Laie fragt: wo sind die katholischen Theologen vom Range Tillichs und Niebuhrs? Es ist jedenfalls verständlich, daß so pointierte Fragen die Gemüter erhitzten, zumal sie sich offenbar ausgezeichnet für Schlagzeilen eignen. Aber im Grunde war weder Pater Cavanaugh noch John Cogleys Kritik so sensationell, wie die nichtkatholische Öffentlichkeit sie empfinden mußte. Sie sind ein Alarmruf, ein Signal, ohne Zweifel; aber sie sind nur zwei Äußerungen von vielen, nur ein doppelter Ausdruck der umfassenden Gewissensforschung, Selbstbesinnung und Selbstkritik amerikanischer Katholiken über das eklatante Mißverhältnis zwischen ihrem zahlenmäßigen und ihrem geistigen Anteil am Leben der Nation.

Bereits im November 1953 erklärte der unvergessene *Waldemar Gurian*, einer der prominentesten Vertreter der Politischen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten – übrigens ein deutscher Emigrant, der sich durch seinen kompromißlosen Kampf gegen die totalitären Ideologien des Nationalsozialismus und des Bolschewismus verdient gemacht und sich nach dem Krieg als einer der ersten in Amerika für eine Verständigung mit dem neuen Deutschland eingesetzt hat –, in einer Sendung des Bayerischen Rundfunks:

«Das Bild des amerikanischen Katholizismus als einer starken, vitalen, einflußreichen Macht gibt nicht die wirkliche Lage in allen Aspekten wieder. Wird auch die Kirche selten öffentlich angegriffen, so leben doch immer noch oft unausgesprochene Vorurteile weiter, die die Kirche als ein Instrument machtlüsterner Priester und vor allem als Repräsentantin ungebildeter Massen ohne echte Tradition betrachten.

Trotz vieler Konversionen kann man nicht sagen, daß die Kirche das eigentliche amerikanische Geistesleben entscheidend bestimmt ...

Die katholischen Universitäten erfreuen sich keines sehr hohen Ansehens, und das nicht nur wegen ihrer verhältnismäßig beschränkten Mittel ... Hervorragende katholische Gelehrte verlassen katholische Universitäten und ziehen eine Tätigkeit an nichtkatholischen Hochschulen vor.

Es ist weiter hervorzuheben, daß die besten katholischen Autoren keine Amerikaner sind, und auch für die theologische Literatur in den Vereinigten Staaten trifft es zu, daß die meisten Werke nicht von Amerikanern geschrieben, sondern Übersetzungen aus fremden Sprachen sind ...

Im großen und ganzen besteht die Gefahr einer gewissen Verflachung und Überschätzung des Organisatorischen.»

Im Februar 1956 schrieb der wohl bedeutendste katholische Theologe Amerikas, der Jesuit *John Courtney Murray*, der durch seine Arbeiten über das Verhältnis von Kirche und Staat in der modernen Demokratie weltbekannt geworden ist – übrigens ein Theologe, der John Foster Dulles nach den Vorstellungen von John Cogley mancherlei zu sagen hätte und zum Beispiel dem Kolumnisten Walter Lippmann nachweislich für sein Buch über die *«Philosophia publica»* eine Menge *«gesagt»* hat –, in einem Sonderheft der großen Illustrierten *«Life»* über die geistige Aufgabe der Katholiken in der amerikanischen Gesellschaft:

«Vor einem Jahrhundert hieß es über den Ort der Katholiken in den Vereinigten Staaten: ihr gehört nicht hierher; in einem protestantischen Amerika seid ihr, die Katholiken, Fremdlinge, Ausländer ... Heute lautet der gleiche Vorwurf in etwas abgemilderter Form: in einem demokratischen Amerika ist eure autoritäre Religion ein Fremdkörper. Aber derlei Argumente sind doch wohl überholt. Trotzdem sich das älteste aller amerikanischen Vorurteile, wie man den Anti-Katholizismus zu Recht bezeichnet hat, hartnäckig bis in unsere Gegenwart hält, gehören die Katholiken zu Amerika, zum *„American Way of Life“*, wie ihre Kirchen zur Landschaft Amerikas ... Dennoch ist die katholische Lehre, ist die von ihr inspirierte Philosophie immer noch in geradezu verdächtigem Ausmaß von der amerikanischen Universität ausgeschlossen.

Hier scheint mir eine zweifache Aufgabe zu liegen: für die Universitäten sowohl wie für die Katholiken. Darüber hinaus aber hat die katholische Intelligenz in einer Epoche, wo der Anti-Intellektualismus die amerikanische Atmosphäre vergiftet, eine weitere und größere Mission. Zweifellos gehört die Entlarvung von Irrlehren zu den traditionellen Verpflichtungen des katholischen Geistes. Aber der Anti-Intellektualismus ist in sich selbst eine Irrlehre.»

Es ist vor allem dieser Gedanke, daß nämlich ausgerechnet die Katholiken nicht hinter den geistigen Leistungen und Entwicklungen ihrer Nation und ihrer Epoche herhinken dürfen, sondern sie im Gegenteil inspirieren und vorantreiben müßten, der die *«große Debatte»* der letzten Jahre im amerikanischen Katholizismus in Gang gebracht hat. Der Kanzler der Universität Chicago, *Robert Hutchins*, sagte einmal: *«Von allen Gruppen, die heute unsere Nation bilden, verfügen die Katholiken über die längste und die größte geistige Tradition; aber wo sind die katholischen Intellektuellen bei uns?»* Hier liegt das Ärgernis, *«der große Skandal der Kirche in den Vereinigten Staaten»*, wie die New Yorker Jesuiten-Zeitschrift *«Thought»* gewiß nicht ohne Absicht auf das berühmt gewordene Wort von dem großen Skandal des 19. Jahrhunderts anspielte, in dem die Kirche die Arbeiterschaft verlor. Der Bischof von Worcester in Massachusetts, *Msgr. John W. Wright*, trifft sich vollständig mit den Überlegungen Pater Murrays, wenn er erklärt:

«Was wir hier in Amerika die *„große Debatte“* genannt haben, ist zweifellos eine Etappe in der Auseinandersetzung, wie sie auch Europa erlebt hat. Aber traditionsgemäß erkennt man dem europäischen Intellektuellen, auch wenn man nicht mit ihm übereinstimmt, eine *„Berufung“* zu, die beträchtlich über die Grenzen seines Berufs als Schriftsteller oder Wissenschaftler oder Lehrer hinausgeht ... In der Alten Welt zieht ein gewöhnlicher Sterblicher, wenn er einem Professor begegnet, den Hut – in Amerika tippt er sich an den Kopf. Diese anti-intellektuelle Einstellung ist für einen Katholiken doppelt unangemessen und verhängnisvoll, denn sie ist mit dem katholischen Standpunkt schlechthin unvereinbar. Zahlreiche Häresien, die die Kirche heimgesucht und den Abfall ganzer Nationen verschuldet haben, waren in ihrer Wurzel und in ihrer Tendenz anti-intellektuelle Häresien. Es ist also eine bittere Ironie, wenn der Anti-Intellektualismus heute ausgerechnet die treugebliebenen Anhänger der Kirche bedroht.»

Die bittere Ironie, die in dem geradezu unnatürlichen Mißverhältnis zwischen der zahlenmäßigen, organisatorischen und bekanntlich auch finanziellen Stärke des amerikanischen Katholizismus und seiner geistigen Produktivität liegt, beunruhigt führende Köpfe der Kirche, wie wir sehen, ernster, als manche schadenfrohe Kritiker in den USA und auch in Europa wahrhaben wollen. Die vielleicht schonungsloseste, aber auch

– wie selbst seine Gegner zugeben – gewissenhafteste Analyse des Umfangs und der Gründe dieses Versagens lieferte der Kirchenhistoriker *John Tracy Ellis*, Professor an der Katholischen Universität Amerikas und Sekretär der Katholischen Historischen Gesellschaft. Ihm sekundierte mit grundlegenden theologischen Argumenten und Reflexionen der Jesuit Gustave Weigel, den wir schon zitiert haben; er war lange Jahre theologischer Dekan der Katholischen Universität von Chile und wirkt heute als Professor für Ekklesiologie am Woodstock College in Maryland, dem gleichen Institut, in dem John Courtney Murray einen Lehrstuhl für Moraltheologie innehat. In seiner groß angelegten Studie, die unter dem Titel «Die

amerikanischen Katholiken und das intellektuelle Leben» inzwischen auch als Buch erschien, schreibt John Tracy Ellis freimütig und unverblümt:

«Kein gut informierter amerikanischer Katholik wird leugnen, daß der schwächste Punkt der Kirche in diesem Land in ihrer Unfähigkeit liegt, der Nation führende Männer zu stellen und in den intellektuellen Kreisen einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Und das, obgleich die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten gegenwärtig nur von der in Brasilien und Italien übertroffen wird und obgleich ihre materiellen Mittel ungleich größer sind als die irgendeiner anderen Gemeinschaft der Weltkirche. Wie erklärt sich diese schreiende Diskrepanz?»

(2. Teil folgt)

Paul Botta, Köln

## Die älteste Marienlegende

Vor zwei Jahren sind zwei Werke mit den Apokryphen zum Neuen Testament in deutscher Übersetzung erschienen, das eine von W. Michaelis, das andere als Übersetzung des französischen Textes von Daniel-Rops und F. Amiot. Die erste Apokryphe, die diese Werke bieten, ist das «Protevangeliem des Jakobus». Es ist von allgemeinerem Interesse, weil es einen bleibenden Einfluß auf die Liturgie ausgeübt hat. Das Fest «Mariä Opferung» vom 21. November hat seine einzige Stütze in dieser Apokryphe. Ebenso finden sich die Namen der Eltern Marias, Joachim und Anna, deren Fest am 16. August und 26. Juli gefeiert wird, nur in dieser Apokryphe. Auch die Krippendarstellungen, die die Geburt Jesu nicht in einen Stall, sondern in eine Höhle verlegen und zu deren Requisit der Ochse gehört, haben ihr letztes Fundament in dieser Apokryphe.

Die griechischen Handschriften, auf die sich die Übersetzungen des «Protevangeliems des Jakobus» von Michaelis und Daniel-Rops stützen, gehen nicht weiter zurück als bis ins 9. Jahrhundert. Seit der Veröffentlichung dieser Übersetzungen ist ein neuer Papyrus mit dem «Protevangeliem» entdeckt worden. M. Testuz hat diesen Papyrus in der «Bibliotheca Bodmeriana» veröffentlicht.<sup>1</sup> Auf Grund paläographischer Kriterien nimmt der Herausgeber an, dieser Papyrus sei um die Mitte des 3. Jahrhunderts entstanden.

Obwohl der Titel «Protevangeliem des Jakobus» allgemein gebräuchlich ist, so ist er doch nicht ursprünglich. Er stammt wahrscheinlich aus der Überlieferung der orientalischen Kirche und ist erst seit Ende des 16. Jahrhunderts im Abendland gebräuchlich. Der neu entdeckte Papyrus beginnt mit den Worten: «Geburt Marias. Apokalypse des Jakobus» und schließt mit einem Kolophon, das die gleichen Titelworte trägt. Trotz dieses eindeutig feststehenden Titels entspricht der Inhalt des neuen Papyrus durchaus nicht dem Titel. Nur Kapitel 1–16 befassen sich mit der Geburt Marias. Die folgenden vier Kapitel sind dem Nachweis der Jungfräulichkeit Marias gewidmet. Harnack hat diese Kapitel 17–20 als «Apocryphum Josephi» bezeichnet, da sich in ihnen jene Erzählung findet, in der Joseph als der Sprechende auftritt. Der unvermittelte Gebrauch des Ich-Stils in 18,2–19,1 wurde schon immer als Beweis dafür gewertet, daß das «Protevangeliem des Jakobus» aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt sei. Dieses Urteil wird vom neuen Papyrus mehr als bestätigt. Denn in ihm fehlt die ganze Erzählung im Ich-Stil.

In gleicher Weise fehlt auch das Gebet der Salome in 20,2. Salome kommt in den Augen des Erzählers die Aufgabe zu, als zweite Zeugin neben der Hebamme die Jungfräulichkeit Marias zu bekräftigen. Der Herausgeber des Papyrus, M. Testuz, nimmt eine Behauptung der liberalen Kritik wieder auf, wonach der Name Salome durch Inversion von zwei Buchstaben aus dem griechischen Semele entstanden wäre und damit die Benützung eines griechischen Mythos für die Schilderung der Geburt Jesu beweisen würde. Da Testuz kein neues Argument bringt, halten wir es mit W. Michaelis für viel wahrscheinlicher, daß der Name Salome ganz einfach aus dem Markusevangelium (15,40; 16,11) herübergenommen ist. Denn wenn Testuz meint, das Auftreten Salomes in der einsamen

Gegend der Felsenhöhle sei völlig unmotiviert, so scheint uns das Ziel des zweiten Teils der Apokryphe, nämlich die Jungfräulichkeit Marias zu beweisen, wie Testuz selbst feststellt, ein hinreichendes Motiv zu sein: So hat der Erzähler drei Zeugen für die Jungfräulichkeit, nämlich Josef, die Hebamme und Salome. Zudem ist es sehr plausibel, daß der Erzähler den unziemlichen Gestus nicht der von Josef herbeigeführten Hebamme zuschreiben will.

Wenn es also sicher ist, daß einzelne Stücke des Protevangeliems des Jakobus, nämlich die Erzählung im Ich-Stil und das Gebet der Salome, erst nach der Mitte des 3. Jahrhunderts entstanden sind, so beweist der neue Papyrus, daß ein Stück älter ist, als man bisher angenommen hatte. In den Kapiteln 21–24, die Harnack als «Apocryphum Zachariae» bezeichnet, wird von 22,3–24,4 das Martyrium des Zacharias geschildert. W. Michaelis vermutet, daß dieses Stück im 5. Jahrhundert an das Protevangeliem angehängt worden sei, während nach Daniel-Rops das «Apocryphum Zachariae» «weit jüngeren Datums» ist als die beiden ersten Teile; es könne sowohl im 4. wie im 6. Jahrhundert verfaßt worden sein. Da nun aber der neue Papyrus der «Bibliotheca Bodmeriana» das Apocryphum Zachariae enthält, muß es vor der Mitte des 3. Jahrhunderts verfaßt worden sein. Der Herausgeber M. Testuz hält das Ende des 2. Jahrhunderts für den wahrscheinlichsten Zeitpunkt der Abfassung.

Hinsichtlich der Abfassung des 1. Teils, der Kapitel 1–16, gehen die Meinungen auseinander. Daniel-Rops nimmt ein sehr frühes Datum an, zwischen 130 und 140 n. Chr. Der Herausgeber des neuen Papyrus hält an der von Harnack vorgeschlagenen Datierung, Ende des 2. Jahrhunderts, fest, ohne aber ein neues Argument zugunsten dieser Datierung geltend zu machen.

Anders verhält es sich mit der Datierung des zweiten Teils, Kapitel 17–21. Daniel-Rops läßt auch diesen Teil in den Jahren 130–140 entstanden sein. Nun haben wir aber gesehen, daß gerade dieser Teil jene zwei Stücke enthält, die erst nach der Mitte des 3. Jahrhunderts dazugekommen sind. Aber selbst so wie dieser zweite Teil auf dem neuen Papyrus figuriert, enthält er ein stichhaltiges Argument zugunsten seines kompositen Charakters und damit einer relativ späteren Entstehungszeit. Auf den Seiten 35, 36 und 37 des neuen Kodex wird der Name «Maria» nicht in seiner gewöhnlichen Form geschrieben, sondern er erscheint als «Mariammê(n)». Aus dieser eigenartigen Schreibweise schließt Testuz, daß die Erzählung von der Reise nach Bethlehem judenchristlichen oder syrischen Ursprungs sein könnte. Die beiden Erzählungen des mittleren Teils des Protevangeliems, nämlich die Reise nach Bethlehem und die Geburt Jesu, seien zu Beginn des 3. Jahrhunderts miteinander verbunden worden. Eine gewisse Schwierigkeit gegen diese Argumentation mit der Schreibweise des Namens «Maria» liegt allerdings darin, daß die erste Stelle mit der eigenartigen Schreibweise gar nicht zur Erzählung von der Reise nach Bethlehem gehört, sondern eindeutig den Schluß des ersten Teils, nämlich der Geburt Marias, bildet.

Worin liegt nun die Bedeutung der Entdeckung dieses neuen Papyrus? Eine Bemerkung des Herausgebers führt uns auf die Spur. In Kapitel 19,2 stehen Josef und die Hebamme auf dem Platz, wo die Höhle der Geburt Jesu war. Eine dunkle Wolke überschattet die Höhle. Nach dem Glaubensbekenntnis der Hebamme verschwindet die Wolke und in der Höhle scheint ein Licht auf, das so stark ist, daß die Augen es nicht ertragen können.

Da die Wolke ein wichtiges Ausdrucksmittel der religiösen Sprache ist, dessen sich sowohl das Alte wie das Neue Testament bedienen, ist es keine philologische Spitzfindigkeit, wenn M. Testuz darauf aufmerksam macht, daß nach dem Text des

<sup>1</sup> «Papyrus Bodmer V. Nativité de Marie.» Publié par Michel Testuz. Bibliothèque Bodmer, Cologny-Genève, 1958.

Papyrus die Wolke dunkel ist, während die späteren Handschriften die dunkle Wolke in eine lichte Wolke verwandelt haben. Die Feststellung, daß die Wolke auf dem Berg der Verklärung nach Matthäus 17,5 licht ist, führt zu der Frage, ob die Textänderung in den späteren Abschriften des Protevangeliums auf den Einfluß der Erzählung von der Verklärung zurückgeht. Nach Testuz hätte diese Textänderung eine noch tiefere Bedeutung. Auf einer ersten Stufe der Redaktion der «Geburt Marias», deren Zeuge unser Papyrus ist, wäre die Theophanie auf dem Berge Sinai (Ex. 24,16-17) das literarische Vorbild gewesen, das dann auf einer späteren Stufe der Redaktion durch das literarische Vorbild der Verklärung verdrängt worden wäre.<sup>2</sup>

Die Frage nach der Motivation der besprochenen Textänderung ist ein Beispiel für die Behandlung der grundsätzlichen Frage nach der Entstehung der Apokryphen: Sind sie eine Auswertung alttestamentlichen und neutestamentlichen oder außerbiblischen Materials (z. B. die Geburt des Dionysos), oder sind sie ein Produkt der Lust am Fabulieren?

Wenn der datierbare Text des Papyrus einen genauen Vergleich mit den alt- und neutestamentlichen Quellen und die Feststellung der Abhängigkeit der kirchlichen Schriftsteller wie z. B. des Justin, des Klemens von Alexandrien, des Origines von der Apokryphe ermöglicht, so bietet die Datierbar-

<sup>2</sup> Nach unserer Auffassung hat M. Testuz zu wenig beachtet, daß die Wolke von Ex. 24,16-17 kein Adjektiv hat und daß das zu ihr gehörige Verb nach dem Text der LXX nicht mit dem in unserem Papyrus gebrauchten Verb übereinstimmt. Wohl aber besteht volle Übereinstimmung zwischen dem Prädikat im Papyrus und dem Prädikat in der Verklärungsgeschichte nach Mk 9,7. Hingegen hat die Wolke in der Erzählung nach Mk kein Adjektiv, sondern nur in der Version von Mt. Deshalb scheint uns die Behauptung, die erste Stufe der Redaktion des Protevangeliums habe die Theophanie an Sinai zum Vorbild, der hinreichenden Begründung zu entbehren.

keit des Papyrus auch einen Ausgangspunkt für das Studium der späteren Umwandlungen der Apokryphe, wie sie das Evangelium des Pseudo-Matthäus und das Evangelium der Geburt Marias darstellen.<sup>3</sup> Eine solche Untersuchung könnte uns Einblick geben in die Entwicklungsgesetze der Volksfrömmigkeit. Die abendländische Kirche war gegenüber dieser Volksfrömmigkeit viel kritischer als die Kirchen des Orients. Während das Protevangelium des Jakobus in der Liturgie der morgenländischen Kirchen verwendet wurde, ist es im Abendland im 5. und 6. Jahrhundert verurteilt worden. Selbst zu einem so späten Zeitpunkt wie der Brevier-Reform vom Jahre 1568 hat Papst Pius V. das Fest Mariä Opferung aus dem Festkalender gestrichen, «weil der Inhalt des Festes auf dem Bericht eines apokryphen Evangeliums beruhte».<sup>4</sup> So ist die Geschichte des Protevangeliums des Jakobus ein wichtiger Zeuge für die Schwierigkeit der Aufgabe, vor die sich die Kirche gestellt sieht, wenn sie die Volksfrömmigkeit vor einem Abgleiten in die bloße Phantasie bewahren will.

M. Brändle

<sup>3</sup> E. Amann, «Apocryphes du Nouveau Testament, Dictionnaire de la Bible», Supplément, Bd. I, K. 483.

<sup>4</sup> L. Eisenhofer, «Handbuch der katholischen Liturgik», Bd. I, S. 599.

## Bewältige die Welt

So lautet ab Herbst 1958 das Programm der Zeitschrift für Katholisches Pfadfindertum:

# Kompass

Beachten Sie die nächsten Nummern:

November: Du und die Zeitung

Dezember: Zugang zur Bibel

Januar: Augen für den Film

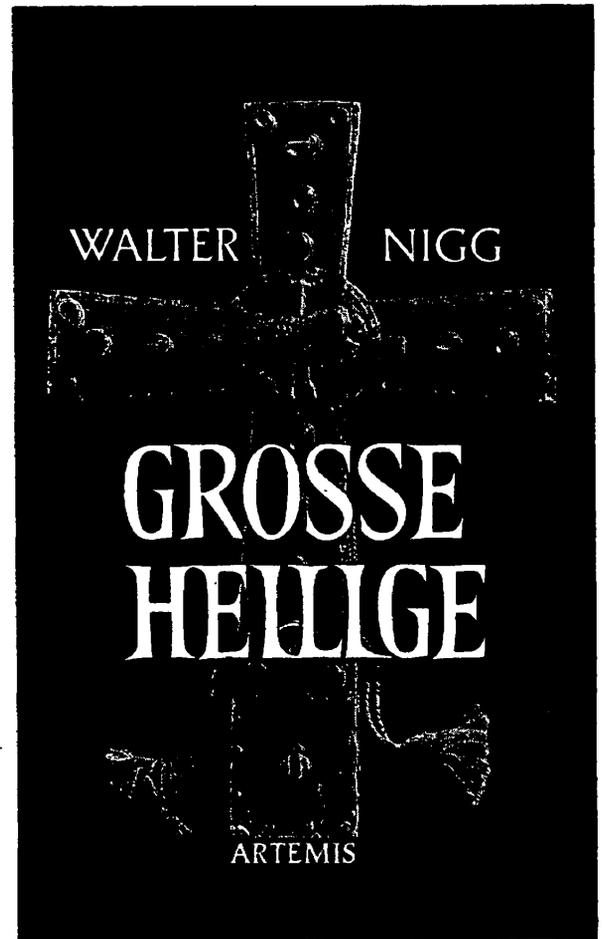
Jedes Thema wird methodisch von erfahrenen Führern der heranwachsenden Jugend angepackt und mit Beiträgen von Fachexperten illustriert.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Bärtsch Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Sträubli, Hoststrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.



# Kompass

die Zeitschrift der jungen Generation

erscheint 11 mal jährlich, originell und sauber gestaltet, in der Verlagsanstalt Buchdruckerei Konkordia, Winterthur/Schweiz.

Jahresabonnement Fr. 4.50, Ausland Fr. 5.50.

Abonnieren Sie jetzt für 1959 und Sie erhalten die zwei nächsten Nummern gratis - Probenummern jederzeit!